

enorm

Wirtschaft. Gemeinsam. Denken.

„Wir sind finanzielle Analphabeten“

Das schwäbische Autoren-Duo Marc Friedrich und Matthias Weik kritisiert den naiven Umgang der Deutschen mit Geld. Und fordert Warnhinweise auf Anlageprodukten von Banken

Text: Christiane Langrock-Kögel Fotos: Christian Staehle/Asperg



Herr Friedrich, Herr Weik, vor zwei Jahren haben Sie Ihr erstes Buch über die Finanzkrise geschrieben, herausgegeben von einem kleinen Wissenschaftsverlag. „Der größte Raubzug der Geschichte“, so der Titel, stand 82 Wochen auf der Spiegel- Bestsellerliste. Was hatten Sie denn mitzuteilen, das so einschlug?

Marc Friedrich: Ich denke, es ging mehr darum, wie wir das Buch geschrieben haben. Nämlich so, dass jeder dieses komplexe Thema versteht, von der Realschülerin bis zum Rentner. Wir ahnten, dass es einen Bedarf für so ein Buch gibt. Seit ein paar Jahren halten wir Vorträge bei Unternehmen, an Hochschulen oder bei Stiftungen. Anschließend kamen oft Zuhörer und sagten: Schreibt das mal genau so auf! Dass wir einen Bestseller landen würden, war aber überhaupt nicht abzusehen. Und wir können es immer noch nicht fassen!

Für ein Wirtschaftsbuch pflegen Sie einen ungewöhnlichen Stil. Das zeigt sich allein schon im verschwenderischen Gebrauch von Ausrufezeichen.

Matthias Weik: Wir sind laut, ja. Aber vor allem sind wir Realisten und ehrlich. Und bringen auch Sarkasmus und Humor ins Sachbuch. Am wichtigsten war uns aber die klare Sprache. Wir arbeiten auch als Honorarberater für Vermögenssicherung, und zu uns kommen Kunden quer durch die Bank, von der Hebamme bis zum Unternehmenschef. Und wir möchten, dass jeder von ihnen seine Geldanlage versteht.

Was treibt diese Leute um, was sind ihre Fragen?

Friedrich: Sie vertrauen den Banken nicht mehr. Und sie wollen wissen, was ihre ganz persönlichen Folgen der Krise sind. Hinter uns steht keine Bank oder Versicherung, deren Produkte wir gegen Provision verkaufen müssen. Unser Ziel ist, unsere Kunden zu mündigen Investoren zu erziehen. Wir Deutschen sind ja leider finanzielle Analphabeten.

Nach dem Motto: Denn sie wissen nicht, was sie tun?

Weik: Wenn sich ein Deutscher ein Handy kauft, vergleicht er Preise und Tarife, recherchiert im Internet oder marschiert in verschiedene Läden. Kostet das Ding irgendwo zehn Euro weniger, fährt er dafür kilometerweit. Aber wenn es um sein sauer erarbeitetes Geld und dessen Anlage geht, betritt er die nächstbeste Bank, sieht einen Berater und denkt: „Der hat einen Anzug an und steht in einem prächtigen Gebäude, der scheint seriös zu sein.“ Dann gibt er ihm sein Ersparnis und wundert sich, dass nach 20 Monaten 30 Prozent weniger auf seinem Konto sind. Diese Fahrlässigkeit ist schon erschreckend!

Und wie erklären Sie sich die landesweite Naivität?

Friedrich: Zum einen liegt es daran, dass Banken und Finanzberater es gerne schwierig machen. Allein die komplizierten Namen, die sie ihren Produkten geben! Das muss ja jedem suggerieren, dass er keine Ahnung hat. Zum anderen: Wie man mit Geld umgeht, lernt man hierzulande nicht. Wir fordern, dass der Umgang mit Geld zum Schulfach wird! So würde endlich das Monopol der Banken ausgehebelt – denn das Thema ist nicht so komplex, wie sie uns weismachen wollen. Die ganze Geheimniskrämerei ist Teil ihres Geschäftsmodells.

Ein wissender Anleger würde seiner Bank dann quasi die Geschäftsgrundlage entziehen.

Weik: So weit müsste es ja gar nicht gehen. Es wäre schon ein Erfolg, wenn aus der herrschenden Abhängigkeit des Kunden eine Art Miteinander mit seiner Bank würde. Wenn sie ihm keine Angst machte, sich selbst um seine Finanzen zu kümmern – sondern ihn sogar dazu ermutigen würde!

Viele Anleger lassen ihr Geld aber lieber passiv für sich arbeiten.

Friedrich: Das ist ein Mythos. Geld arbeitet nicht, Menschen arbeiten! Geld liegt viel zu oft unproduktiv herum. Wir raten jedem, es in die Realwirtschaft zurückzuführen. Stecken Sie es in Unternehmen vor Ort! Warum in trendige Emerging Markets Fonds oder hochverzinsten Firmenanleihen im Ausland investieren? Wir sind große Anhänger des Regionalitätsprinzips. Ein Beispiel: Ein Bauer braucht einen Mähdrescher. Wenn ihm Privatleute das Kapital dafür leihen, ist das für alle Seiten besser, als wenn er es sich von der Bank holt. Der Landwirt muss weniger Zinsen zahlen, der Anleger bekommt Zinsen deutlich über der offiziellen Inflation. Er tut außerdem Gutes für seine Region, sichert Arbeitsplätze und erhält auch noch frisches Gemüse. Und er kann sich vertraglich zusichern lassen, dass er einen Teil des Mähdreschers oder ein Stückchen Land bekommt, falls etwas schief geht.

Klingt nachvollziehbar.

Friedrich: Ja klar! Man sollte sein Geld nur in Dinge stecken, die man versteht, die greifbar sind! Man kauft sich ja auch kein Auto und stellt es in Dublin in eine Garage. Auf jedem Anlageprodukt, das eine Bank veräußert, sollte ein Risikohinweis wie auf Zigarettenschachteln stehen: Vorsicht, Sie können damit 50 Prozent Ihres Geldes verlieren! Oder: Finger weg, die Erfahrung zeigt, dass von diesem Investment hauptsächlich Banken profitieren.

Wenn ich 5000 Euro anlegen wollte, was würden Sie mir raten?

Weik: Ich würde Sie nach Ihrer Lebenssituation fragen. Ob Sie Kinder haben, wie alt Sie sind, was für Versicherungen Sie besitzen und so weiter. Pauschale Lösungen gibt es nicht. Das Einzige, was wir generell sagen, ist: raus aus Papierwerten! Diese Zeit ist vorbei. Stattdessen: rein in Sachwerte! Das bewährt sich seit 2000 Jahren. Natürlich können auch da die Preise schwanken – aber ein Stück Wald bleibt ein Stück Wald und eine Goldmünze eine Goldmünze.

Und dann bin ich auf der sicheren Seite, wenn der Crash kommt, den Sie in Ihrem neuen Buch prognostizieren?

Friedrich: Dann sind Sie immerhin in der glücklichen Situation, nicht wie die breite Masse 90 Prozent zu verlieren. Sondern vielleicht nur 50 Prozent. Es geht momentan nicht mehr um Rendite, sondern um Vermögenssicherung.

Dass ein Crash kommen muss, legen Sie auf 381 Seiten dar.

Weik: Wie unser Titel schon sagt: „Der Crash ist die Lösung“! Es gibt keine andere, sonst hätte die Politik sie uns schon längst stolz verkündet. Zudem haben die Banken nichts gelernt, betreiben volkswirtschaftliche Schadensmaximierung. Nur ein so katastrophales Ereignis wie ein Crash zwingt uns zu einem wirklich nachhaltigen Wandel. Klar ist natürlich auch: Die Kollateralschäden werden verheerend sein. Dagegen dürfte die schwere Depression in den 30er-Jahren ein Sonntagsspaziergang sein!

Sie haben früher beide in klassischen Wirtschaftsunternehmen gearbeitet, der eine bei einem schwäbischen Autobauer, der andere bei einem Risikokapitalgeber. Haben Sie da schon gespürt, was faul am System ist?

Friedrich: Aus dem Bauch heraus schon. Obwohl es der Kopf noch nicht wahrhaben wollte. Für mich persönlich war auch der Staatsbankrott in Argentinien 2001 ein starker Auslöser. Ich habe ihn im Land miterlebt und gesehen, dass es verdammt schnell gehen kann – und eine Währung ist komplett entwertet. Wenn mir damals jemand vorausgesagt hätte, was seitdem in Europa passiert ist – Banken verstaatlicht, Aktionäre enteignet –, ich hätte es nicht geglaubt!

Wagen Sie eine Prognose, wann der Crash kommt?

Weik: Privat ja, professionell nein. Unser Finanzsystem basiert auf Mathematik. Weil es durch Zins und Zinseszins exponentiell wächst, hat es eine begrenzte Lebensdauer. Seit 2008 haben die Notenbanken das System nachweislich neun Mal vor dem Kollaps bewahrt. Die Frage ist, ob es auch ein zehntes oder elftes Mal klappt. Wir bauen auf ein ungedecktes Papiergeldsystem, das nur auf Vertrauen basiert. Seit 2008 werden aber am laufenden Band und von oberster Stelle geltende Gesetze gebrochen, um ein nachweislich gescheitertes System künstlich am Leben zu halten. /